Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 20

Artikel: Ein Besuch bei Kunstmaler U.W. Züricher in Ringoldswil

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637890

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

U. W. Züricher: **Oberhaslerin.**

„Willkommen," sagte der Schilder-David und reichte die Hand; „aber wir bitten, bleiben Sie, da, Frau Pfarrerin. Was wir zu sagen haben, ist gerade gut, wenn Sie dabei sind und auch der Herr Bruder.

„Setzt euch," sagte der Pfarrer.

„Dank schön, ist nicht nötig," erwiderte der Schilder-David, der der erwählte Sprecher war, „Herr Pfarrer, mit kurzen Worten, man sagt im ganzen Dorf, wer's hereingebracht hat, wir wissen's nicht, und der Herr Pfarrer hat uns hundertmal in das Herz gepredigt, wenn man von einem Menschen etwas hört, was man nicht von ihm glauben mag, soll man geradeswegs zu ihm gehen und ihn fragen. Also nichts für ungut, ist das wahr, Herr Pfarrer, daß Sie von uns fort wollen?"

„Ja."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Kunstmaler U. W. Züricher in Ringoldswil.

Dem Maler und Dichter U. W. Züricher droben im heimeligen Bergdörfchen am Fuße der Blume galt mein Besuch. Von Oberhofen aus stieg ich durch frischgrüne Wiesen und schollenduftende Aeckerlein zum jungbelaubten Buchenwald empor. Von hier aus führte mich ein steilansteigender Waldespfad hinauf zu der Bergrippe, an deren innern gegen Süden schauenden Flanke Ringoldswil liegt. Eine leuchtende Aussicht empfing mich droben beim Verlassen des Waldes: Zu Füßen die blaue Fläche des Sees, in dem sich Dörfer und Schlösser spiegeln. Als getreuer Wächter dahinter, mir grad gegenüber, die prächtige Riesenpyramide des Niesen, urgemütlich, treuherzig, sich immer gleichbleibend, ein richtiger Berner Berg. In der dünstigen Ferne die weißen Schneehäupter der Blümlisalp und ihrer Vasallen und dann das unvergleichliche Bergtriumphirat, das Wahrzeichen des ganzen Bernerlandes: Eiger, Mönch und Jungfrau. Eine kurze Wanderung dem Berghang entlang — man ist hier in ungefähr 1000 Metern Meereshöhe — führte mich auf die Kante des Bergfußes. Hier wiederum überrascht ein schöner Ausblick: Die ganze grüne Berghalde zwischen Blume und Sigriswilergrat, mit friedlichen Dörfchen bestreut, liegt vor den durstigen Augen des Wanderers. Vorwärts und rückwärts, zur Seite und zu Füßen eine grüne, blaue, weiße, lichtfrohe, duftende Frühlingswelt!

So komme ich in freudiger Stimmung und für Bilderbetrachtung und andere seelische Genüsse wohl vorbereitet beim heimeligen Ringoldswiler Schulhäuschen an. Wie mancher Gast aus der Stadt herauf hat wohl schon das schmale „Läubli" mit erwartungsfrohen Gefühlen betreten und ist mit wohligem Behagen im heimeligen Stübchen mit seinen bildgeschmückten Wänden und seinen enggefüllten Bücherregalen gesessen! Es zieht sie alle hier hinauf, die um die Gastlichkeit und den innern Reichtum dieses Bergschulhäuschens wissen: vom Nationalrat und Regierungsrat und Professor bis zum jungen Landschulmeister und Studenten und Kunstschwärmer herab! Es ist etwas Schönes um die Kunst, Gäste zu empfangen und mit schlichter Liebenswürdigkeit festzuhalten, daß ihnen das Bleiben bis zur vorgerückten Nachmittagsstunde zur Selbstverständlichkeit wird. Herr und Frau Züricher verstehen diese Kunst. Sie sei ihnen gedankt im Namen aller derer, die im dicken „Buch der Gäste" sich eingetragen haben; denn gewiß sind auch sie wie ich nach frohverlebten Stunden mit Dankesgefühlen aus diesem Hause geschieden.

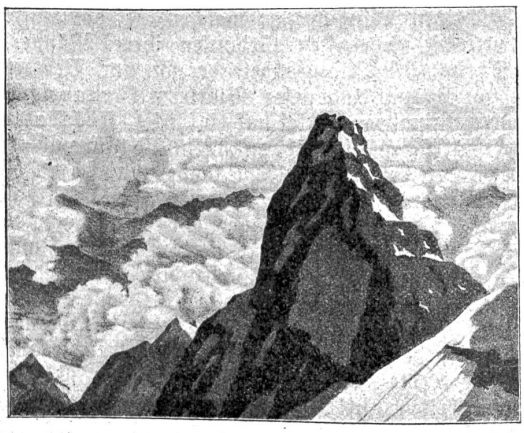
Herr Züricher ist einer von den gottbegnadeten Menschen, die ein weitspannendes Interesse mit starker Kunstbegabung vereinigen, die rezeptiv und produktiv ein großes Maß von Arbeit zu leisten imstande sind. Zugleich ist Züricher eines jener Doppeltalente, wie wir sie unter Künst-

U. W. Züricher: **Oberländer Bauer.**

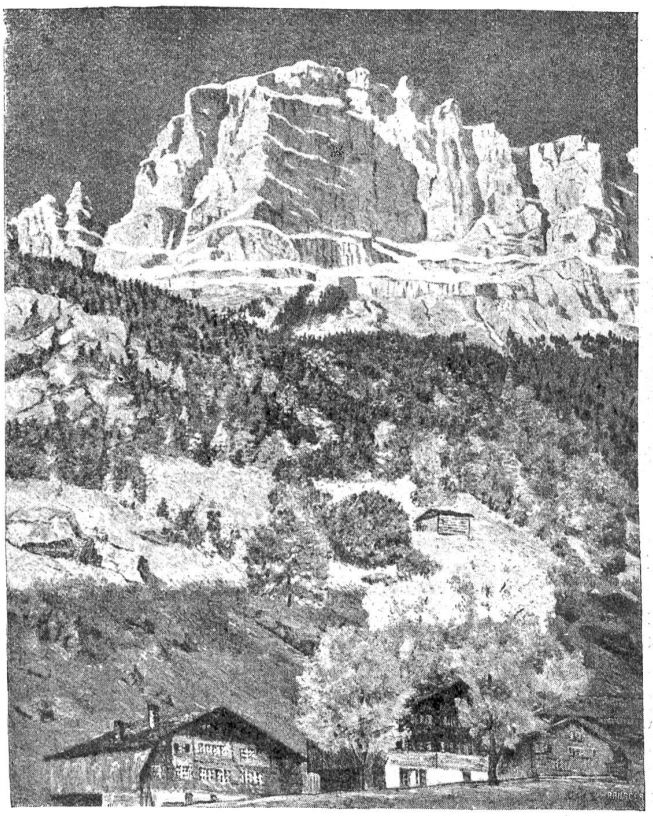
lern nicht selten antreffen. Er benötigt für das, was er zu sagen hat, zweier Künste: der Malerei und der Dichtkunst, Züricher ist ein Mann des Pinsels und ein Mann der Feder zugleich.

In erster Linie ist er Maler. Die Familienanlagen — zwei seiner Schwestern sind tüchtige Malerinnen — und seine äußeren Lebensumstände mögen hierfür den Ausschlag gegeben haben. Er ist geboren am 30. August 1877 als Sohn eines bernischen Oberrichters. Früh, 1887 und 1888, verliert er seine Eltern. Er kommt zu Verwandten aufs Land, durchläuft später das Realgymnasium und will nach abgelegter Reifeprüfung am Polytechnikum Architektur studieren. Von der Baukunst geht er nach 4 Jahren zur Malerei über. Zwischen den Jahren 1900—1905 ist er winters in Paris, sommers auf Reisen in Italien, Tirol, Deutschland und Dänemark. Da, in die Heimat zurückgekehrt, bald in den Bergen, bald in Zürich weilend, ereilt ihn das Schicksal, das seinem Leben endgültig die Richtung weist. Es ist ein gütiges Schicksal. Es gibt der ungestümen Künstlerseele die äußere und innere Bindung: die gleichgesinnte Gattin, die Familie. Gadmen mit seiner Fluhwelt wird seine erste Heimstatt. Hier oben wird er zum passionierten Berggänger. In wenigen Stunden ist er droben bei den Gletschern und in der Eiswelt. Dort wird ihm die Urkraft des Gebirges offenbart, da erlebt er dessen Schönheit. Mit dem Malkasten streift er sommers im Gebirge herum, klettert er an der Monte Rosa empor; er sammelt, wie ein Botaniker seine Blumen, ein Kristallsucher seine Kristalle, die Farbenstimmungen des Gebirges. Mit gefüllten Aquarell-Mappen kehrt er heim. Hier schafft er seine Gebirgslandschaften. Eine „Monte Rosa" zeichnet er später auf den Stein. Auch Figurenbilder entstehen. Die Bewohner des Gadmen- und Hasletales ziehen ihn an. Von ihren originellsten Typen hält er einige im Oelgemälde und in der Lithographie fest. Sein „Gemsjäger" und seine „Oberhaslerin" sind heute, da sie durch den Kunsthandel stark verbreitet worden sind, schier jedem Schulkinde bekannt.

Die Wintereinsamkeit des Gadmentales vertauscht die Lehrerin mit dem frühlingswarmen, über das Nebelmeer hinwegschauende Ringoldswil. Der Wechsel bekommt auch dem Gatten und Maler gut. Seine Aquarellkunst erhält hier frohe Impulse. Der Frühling hat in der windgeschützten sonnseitigen Gegend von Ringoldswil sein apartes Heimatsrecht. Wenn anderswo in dieser Höhe noch tiefer Schnee liegt, spielt er hier mit Märzglöckchen und Margeriten. Kein Wunder, wenn dem Künstler hier die stimmungsvollen heitern Vorfrühlingsaquarelle in duftigen Sträußen gedeihen. Gibt es doch viele warme Januar- und Februartage über der Nebel- und Kältezone, da man hemdärmelig auf der Laube sitzen und zeichnen oder lesen oder tubaken kann. Ob unser Künstler auch diese letztere Kunst übt, weiß ich nicht, doch zweifle ich daran; denn er ist ein Mann von starken Prinzipien. Er liebt es, sein Leben nach Grundsätzen einzurichten; für einen, der sich in der Philosophie umgetan wie er, ist dies eine Selbstverständlichkeit. Dazu kommt eine starke erzieherische Ader, die ihn befähigt, der Frau Lehrerin in der Schulstube drunten tatkräftig zur Seite zu stehen, die ihm so und so manchen Aufsatz ethischen, pädagogischen, religionsphilosophischen, sozialpolitischen Inhaltes in die Feder diktiert hat. Das sei hier vorweggenommen: der Dichter und Schriftsteller hat zuzeiten den Maler schier in den Hintergrund gedrängt. Zwar vermochten Züricher's erste Publikationen nicht durchzudringen (1900 „Jugendstürme", 1902 „Der erste Mai"). Dafür fand seine Arbeit als Herausgeber der „Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern" allgemeine Anerkennung. Er zeigte sich hier als feinempfindender schriftgewandter Publizist, dem in der Folge alle Zeitschriften ihre Türen freudig öffneten. Wie sehr die literarische Form als geistiges Ausdrucksmittel zum Bedürfnis geworden ist, zeigt sein neuestes, vor kurzem im Verlag W. Trösch in Olten erschienenes Büchlein „Wandersprüche". In über 500 gedankenschweren Distichen gibt er sich hier über die Dinge der Welt und des Lebens Rechenschaft.



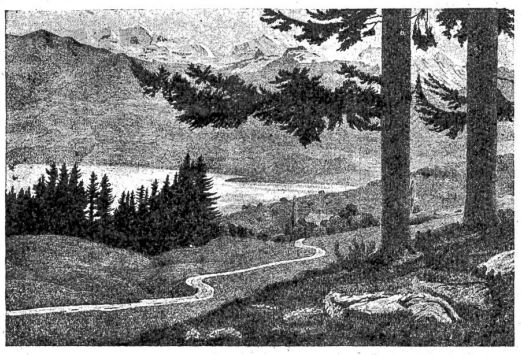
U. W. Züricher: **Ausblick vom Monte Rosa.**
Lithographie. Verlag von A. Francke, Bern.



U. W. Züricher: **Im Gadmental.**

Ein Maler, der solchermaßen vertraut ist mit der Welt der Gedanken und Ideen, der bildet sich auch in seiner angestammten Kunst eine eigene Anschauung. Züricher hat aus seiner Anlage heraus die modernen Strömungen in der Malerei nicht mitgemacht. Er steht als ein Beobachtender am Ufer des Kunstsees, auf dem sich die Richtungen ihre Regatten-Wettkämpfe liefern, eine in bizarrerer Aufmachung als die andere. Indem er sich solchermaßen zum Zuschauer macht, entgeht ihm wohl da und dort ein Kunstgriff, eine Technik, ein Können, das andere Nur-Maler den Anschluß an den Festzug zur Festhütte besser finden läßt als ihn. So ist er meist nicht an dem gedeckten Tisch zu finden, wo die offizielle Festrede gehalten wird. Dafür

lebt und wirkt er unter dem Volk, das abends nach getaner Arbeit in die Festhallen strömt. Ohne Bild gesprochen: Zürichers Kunst ist schlichte, leicht- und selbstverständliche



U. W. Züricher: **Abend am Thunersee.**
Lithographie, Verlag von A. Francke, Bern.

Volkskunst. Wer diese Kunst mit Achselzucken abtun will, mag es tun. Wer die fremdländischen, von geschickten und verschmitzten Gärtnern für ein sensationslüsternes und geldprotziges Publikum gezüchteten Gartenblumen schöner findet als die Feldblumen, mag es tun. Deswegen werden nichtsdestoweniger die Tausenden, die Sonntags über Land gehen, mit heimlicher Freude ihre Narzissen- und Veilchen- und Flockenblumensträuße nach Hause tragen. H. B.

Pfingsten im Volksbrauch.

Wie unsere andern großen kirchlichen Festzeiten, spielt auch Pfingsten im Volksbrauch und Volksglauben eine bedeutende Rolle, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die volkskundliche Bedeutung des Pfingstfestes in früheren Jahrhunderten eine ungleich größere war. Wir wollen einige dieser alten Pfingstbräuche auffrischen und nehmen die kirchlichen Bräuche, die mit der Pfingstbegebenheit zusammenhängen, vorweg. In schlichten, schönen Worten erzählt uns der Evangelist die Ausgießung des heiligen Geistes: „Und es geschah ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen und man sah ihnen Zungen verteilt, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen und wurden alle voll des heiligen Geistes." Unsere Vorfahren liebten es sehr, derartige Vorgänge am alljährlichen Gedächtnistage in möglichst anschaulicher Weise zu versinnbildlichen. So wird uns erzählt, daß früher in vielen katholischen Kirchen während des Hochamts der in Form feuriger Zungen ausgegossene heilige Geist durch brennende Wergbäuschchen dargestellt wurde, die man vom Gewölbe des Gotteshauses durch besonders angebrachte Oeffnungen unter die versammelten Andächtigen fallen ließ. Drastischer kann das Apostelwort sicher nicht versinnbildlicht werden. Dieser „Feuersegen" lenkte jedoch selbstverständlich die Andacht der Gotteshausbesucher ab und oft entstanden störende Unfälle. Man verzichtete auf die gefährliche „Ausgießung des heiligen Geistes" und statt brennenden Wergbäuschchen warf man nun rote Rosenblätter auf die versammelten Predigtbesucher, da und dort auch kleine, eigenartig geformte Pfingstgebäcke.

Ein recht interessanter, frommer Pfingstbrauch war jahrhundertelang in Freiburg im Uechtland üblich. Während des Hochamtes am Pfingstsonntag wurde eine hölzerne Taube im Chore zweimal heruntergelassen und unter Schellengeläute wieder in die Höhe gezogen. Der „Schweizerbote" von 1833 meint zu diesem Brauch: „Dann (wenn die Taube wieder hinaufgezogen wurde) streckt die Einfalt aller Gläubigen die Köpfe hoch empor, damit sie den hölzernen heiligen Geist sehen könnten. Für die Ratsherren ist's besonders wichtig; denn so viele Lichter um die Taube erlöschen, ebensoviele Kollegen raubt der Tod im Laufe des Jahres aus ihren Reihen weg." Damit wird schon wieder abergläubisches Gebiet betreten. Daß dieser Brauch schon sehr frühe auch an andern Orten bekannt war, beweist uns eine Stelle aus dem „Weltbuoch" (Spiegel und bildniß des ganzen erdbodens) von Frank, datiert von 1534: „Am Pfingsttag henkt man ein hülzin vogel oder tauben under das loch im gewelb, das bedeutt den heiligen geist, den apostlen Christi zuogeschickt."

Pfingsten kennt aber auch weltliche Bräuche. Häufig wurden früher vor Sonnenaufgang umliegende Höhen erstiegen. Es scheint dies mit der altheidnischen Sonnenverehrung zusammenzuhängen, anderwärts führt man die Pfingstmorgenausflüge auf frühere Wallfahrten zurück, die mit Vorliebe auf diesen Zeitpunkt fielen, sagt doch schon eine Chroniknotiz von 1379: „In den pfingsten, do er und sin wib ze den Eisidelen mit dem krütz waren." Oder: „Am Montag in pfingsten gand vil lüten gon Einsiedeln uff den großen crützgang." In einzelnen Gegenden spielt das „Pfingstmannli" eine Rolle. Junge Burschen malen an die Häuser, wo heiratsfähige Mädchen wohnen, groteske Mannsfiguren, die „Pfingstmannli" heißen. Im Thurgauischen werden besondere Pfingstkuchen gebacken. Bauernburschen stellen sich mit mächtigen Peitschen auf die Dorfplätze und führen ein Peitschenkonzert auf, wobei jeder den andern zu überbieten sucht, daß ein ohrenbetäubender Lärm entsteht, der herzlich schlecht zur Pfingststimmung paßt. Der am Altjahrstag zuletzt Aufgestandene heißt in vielen Schweizergegenden „Silvesterbaby". Analog gibt es für denjenigen, der am Pfingsttag es am längsten in den Bettfedern „aushält", einen „Pfingstlümmel". Wie auch zu andern christlichen Festzeiten Dämonen umgehen, so gibt es auch einen Pfingstdämon, der an altheidnische Zeiten erinnert. Er wird auch etwa dargestellt. Ein Knabe wird über und über in Laubäste gekleidet, das Gesicht gebrämt. Dann setzt man ihn auf ein Pferd, im Pomp geht's durchs Dorf zum Dorfbrunnen oder Dorfteich und dort wird der Maskierte einige Male untergetaucht. Als Entgelt kann der „Pfeistlümmel" die Umstehenden bespritzen, hauptsächlich die Mädchen. Letzteres wird als Fruchtbarkeitsritus gedeutet. Für denjenigen, der sich untertauchen lassen muß, ist das Vergnügen an einem geringen Ort.

Eine große Rolle spielt der Maientau überhaupt und der Pfingsttau im besondern. Von letzterem sagt der Volksglauben, er vertreibe Warzen, an die Stirn gestrichen, mache er klug, vertreibe Sommersprossen ꝛc. Den Frauen wird geraten, sich am Pfingstsonntagmorgen vor Sonnenaufgang das Gesicht mit Pfingsttau zu waschen. Alsdann offenbaren sich ihnen die geheimsten Gedanken ihrer Männer. Wer sich nackt im Pfingsttau badet, der ist vor Behexung geschützt, vor Krätze, Ungeziefer, Blattern, Hautausschlägen ꝛc. Reichlicher Pfingsttau deutet auf ein gutes, fruchtbares Jahr. Und da wir gleich beim Aberglauben sind, sei auch erwähnt, daß nicht nur den Osterkohlen, sondern auch den Pfingstkohlen Wunderkräfte innewohnen. Diese Pfingstkohlen müssen nach katholischem Glauben am Pfingstsonnabende in der Kirche gesegnet werden und vertreiben alle Zaubereien, Hexereien, Ungeziefer ꝛc. Pfingstkohlen werden auf dem Herde verbrannt, wenn ein Hagelwetter droht. Zahler meldet ferner in seinem trefflichen Buche „Die Krankheit im Volksglauben des Simmentals": Gundelrebe, die an Pfingsten während der Predigt gepflückt worden ist, ist gegen alle Krankheiten gut! Empfehlenswert soll es auch sein, während des Pfingstläutens die Hände zu waschen, um Warzen zu vertreiben.

Pfingsten ist auch Wetterlostag. Man sieht es nicht gern, wenn es an diesem Tage regnet. „Regnet's zu Pfingsten, wird der Weizen brandig." „Pfingstenregen schadet der Saat!" „Wenn's zu Pfingsten regnet, so regnet es auch an sieben folgenden Sonntagen!" „An der Pfingste